

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 33.

Berlin, Dienstag den 18. März

1845.

Frankreich.

Chateaubriand und sein neuestes Werk.

Chateaubriand, der berühmte Veteran der französischen Literatur, dessen Biographie der begierigen Lesewelt noch vorenthalten wird, hat vorläufig ein Stück seiner Lebensgeschichte dem neuesten Produkt seiner Feder einverleibt, es ist dies die in diesen Blättern bereits erwähnte „Vie de Rancé“, eine Biographie des bekannten Reformators von La Trappe, Jean Armand de Rancé, Abbé de la Trappe. Chateaubriand der Greis erzählt nach Art alter Leute, die vom Hundertsten ins Tausendste geraten; bald spricht er von den Zeitgenossen Rancé's, bald von seinen eigenen und, was gar seltsam klingt: von beiden mit jener kleinen Bosheit, jenem Wohlgefallen am Skandal, die weit entfernt ist von historischer Strenge. Seine Landsleute, und namentlich der geistreiche Kritiker Sainte Beuve, haben der Biographie Rancé's viel Beifall gestreut, sie beugen sich rücksichtslos vor dem Ruhm und dem Alter des Verfassers; ich gestehe aber, daß ich mich nicht zu ähnlicher Schonung gebrungen fühle. Es giebt überhaupt Ruhmesglorien, die, in der Nähe betrachtet, verschwinden wie der Abendschein, wenn er Fensterglas vergoldet; so giebt es auch Menschen und Bücher, deren Namen in der literarischen Welt gleichsam heilig gesprochen wurden, ohne daß die Tradition widerlegt wird, weil Niemand sie prüft, sondern blindlings glaubt. Wie mancher Nimbus würde sonst spurlos sich verlieren! Mit Chateaubriand's gefeiertem Namen ist es mir theilweis ähnlich ergangen; wie hatte mich nicht seine Atala begeistert, so lange ich sie nur von Hörensagen kannte! Schon der bloße Name klang mir wie personifizirter Blumenduft; ich glaubte, beim Lesen müßten die zartesten, heiligsten Empfindungen wie das fromme Echo einer Orgel in einsamer Kirche durch meine Seele vibriren — und was fand ich? Ein grellbuntes Gemisch von Phantasie und Sinnlichkeit, wie ich es nicht in die Hände unserer Jugend geben möchte! Die unleugbaren poetischen Schönheiten sind zu vereinzelt, um mit dem Ganzen auszuöhnen zu können; die feurige Natur der Tropenländer verstand der Verfasser meisterhaft zu schildern, aber in der Natur der Gefühlswelt ist er nicht heimisch, er verirrt sich beständig in Affectationen. Seine Liebe ist nur üppig, sein Schmerz gemaltes Feuer! Chateaubriand's Muse gehört überhaupt mehr der Phantasie an als der Empfindung und dem geistigen Element; das schimmernde Prisma der Phantasie erscheint zwar zuweilen wie Geistesfunken, aber der Geist fehlt doch und mit ihm die Ordnung und Klarheit, die Folgerichtigkeit. So hat auch Chateaubriand's berühmtestes Werk: le génie du Christianisme, von welchem Atala nur eine Episode ist, die späterhin abgefordert erschien, nicht das Verdienst einer schlagenden Beweisführung, sondern das einer Poetisirung des Christenthums, welche die Gemüther tief ergriff, weil sie in der Zeit gänzlicher Dürre und Verkommenheit in der religiösen Sphäre wie ein Sonnenstrahl erschien, nämlich unmittelbar nach den Stürmen der Revolution. Napoleon begünstigte die Erscheinung dieser wirklichen Schrift, um seinen Plänen zur Wiederbelebung des katholischen Kultus Vorschub zu leisten; später soll dies der Kaiser bereut haben, wie der Verfasser in der Vorrede zur Gesamtausgabe seiner Werke behauptet, da er als Parteiführer der Legitimisten dem kaiserlichen „Usurpator“ gefährlich geworden. Es ist dies wohl nur eine Autoreitelkeit, die an die ähnliche nur größere der Frau von Staël erinnert; mit Phrasen, wie sie Chateaubriand's Geist des Christenthums bringt, ließ sich der „Welteroberer“ nicht sprechen! Der Ruhm, den derselbe für Frankreich errungen, hat übrigens Chateaubriand nicht kalt gelassen; in seinem neuen Werk, dem oben genannten Leben des Abbé Rancé, streut er dem Kaiser eben so viel Beifall wie dem legitimistischen Jool Heinrich V. Die öftere Erwähnung der kniebeugenden Demonstration, die dem Prinzen in England von den Legitimisten, worunter Chateaubriand, dargebracht wurde, trägt neben den Ergießungen über Napoleon und die eigenen kleinen Lebensereignisse bedeutend zu der Zerflossenheit, Weilläufigkeit und Planlosigkeit des Buches bei. Die übrigen Abschweifungen verzeiht man eher, weil sie meistens von der Poesie der Erinnerung herbeigeführt werden und manche schöne Stelle bezeichnen. Chateaubriand ist ein Dichter, aber kein Historiker, das wird hinlänglich durch sein neuestes Werk bewiesen. Der Gegenstand desselben bietet übrigens reichen Stoff für ein interessantes Stück Spezialgeschichte aus der religiös bewegten Zeit des 17ten Jahrhunderts, wie sie sich in Frankreich manifestirte. Es ist merkwürdig, mit welcher Inbrunst der Neue die Sünder und besonders die schönen Sünderinnen, deren es viele gab, stets zur Buße zurückkehrten, sich in Klöster vergruben und trachteten durch ihr Beispiel die Mitmenschen zu erbauen und zu bekehren. Im folgenden Jahrhundert verlernte die Sünde jede Umkehr und setzte an die Stelle frommer

Neue die Philosophie des Zweifels, sie verspottete die Religion wie eine abgelegte Zuchtheimerin und suchte lachend nach Lebensgenuß. Bei den Nachkommen jener Zeit, unseren Zeitgenossen, hat der religiöse Zweifel eine andere Physiognomie angenommen: er ist melancholisch, der Spott hat sich in eine Art Trauer verwandelt über das Nichtglaubenskönnen, was zur Zeit der Encyclopädisten nur ein Nichtglaubenswollen war. — Neben der Gläubigkeit des 17ten Jahrhunderts machte sich aber die Verderbtheit nicht minder breit und bereitete den Untergang der erstern unausbleiblich vor, wenn auch die Buße, ich möchte sagen, noch Mode war. Es ist entsetzlich, wie verderbt besonders die Frauen und die Geistlichkeit jener Zeit waren; das Leben des Abbé Rancé, des nachherigen reuevollen Reformators von La Trappe, giebt ein unwiderlegliches Zeugniß davon ab. Selbst die vorsichtigsten günstigsten Biographen desselben können nicht verbergen, daß er, obwohl seit der Wiege für die Kirche bestimmt, nur für die Welt lebte, bis ein erschütterndes Ereigniß: der Tod einer geliebten Person, ihn zur Umkehr vermochte. Dieser Umstand spricht jedoch mehr für die Romantik seines Gefühls als für die Reinheit seiner Grundsätze. Die Geliebte des Abbé de Rancé war die Herzogin von Montbazon, die gefeiertste Schönheit am Hofe Ludwigs XIV., aber, wie fast alle Frauen jener Zeit, kokett und habfüchtig. Liebhaber und Bestechlichkeit wirkt Chateaubriand auch der schönen Herzogin von Longurville und der Prinzessin von Cleve vor, derselben, die uns in dem Roman der Frau von Lafayette als Tugendheldin dargestellt wird, und selbst die liebenswürdige Sevigné spricht er nicht frei von Habucht und Erbschleicherei. Die romantische Sage über den Tod der Geliebten Rancé's sucht Chateaubriand gültig zu erhalten, weil jeder Dichter sich dafür aussprechen müsse. Es wird nämlich erzählt, der verliebte Abbé sei von einer kleinen Reise zurückkehrend noch Abends spät in das Hôtel Montbazon gegangen, um die schöne Herzogin, die ihm nur zu oft Gelegenheit zur Eifersucht gegeben, zu überraschen. Als bevorzugter Liebhaber habe er stets den Schlüssel zu einem geheimen Eingange in die Zimmer der Herzogin bei sich getragen, und so sey es ihm möglich gewesen, von Niemanden bemerkt zu ihr zu gelangen. Er öffnete die Thür und findet die Geliebte im Sarge! Sie war während seiner achttägigen Abwesenheit plötzlich gestorben, und ihr schöner Kopf lag, in Folge einer von den Ärzten vorgenommenen Operation, abgetrennt auf dem Tisch. Rancé, in Verzweiflung, bemächtigt sich des geliebten Hauptes und stürzt hinweg. Fortan arbeitete er an seiner Besehrung und wünschte nichts eifriger, als seinen Schmerz in den Busübungen der Einsamkeit und Selbstabtödtung des Klosters von La Trappe zu begraben, wobei er den geliebten Totenkopf nie wieder von seiner Seite gelassen haben soll. Andere Biographen behaupten dagegen, die Herzogin von Montbazon wäre in der Blüthe der Schönheit an den Blättern gestorben, und ihr Freund Rancé habe ihr im Todeslampe beigestanden. Der tiefe Eindruck, den der Schmerz um den Verlust und das Entsetzen über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit von so viel irdischem Glück auf ihn gemacht, sei allerdings die Veranlassung seines veränderten Lebens gewesen. Er war erst 31 Jahr alt, als er der Welt Ballet sagte, die Herzogin dagegen schon über 45, als sie starb; wie sich das mit der vielgerühmten Blüthe der Schönheit zusammenreimt, lasse ich galanterweise dahingestellt seyn. Rancé zog sich nach dem Tode seiner Geliebten auf sein prächtvolles Landhaus Bercy zurück, aber sein Schmerz steigerte sich nur dort, wo ihn so viel weltliche Erinnerung umgab, er verkaufte all sein Silbergeräth, seine Möbel und Bibliothek, und endlich auch das Gut selbst; den Ertrag schenkte er frommen Stiftungen. Er entsagte seinen Freunden und suchte sich ein Plätzchen, um darauf zu sterben, im Kloster. Die Abtei La Trappe war schon im Jahr 1122 gegründet, jedoch nach und nach in äußersten Verfall geraten; die Mönche waren nur noch dem Namen nach Mönche, die Klosterregeln existirten nicht mehr, selbst die Mauern des Klosters drohten den Einsturz. Rancé schritt mit Feuereifer zu Verbesserungen aller Art, aber er mußte lange kämpfen, bis sie ihm gelangen; er hatte das Schicksal aller Reformatoren, verkannt und gehemmt zu werden von denen, auf deren Hilfe er am meisten gezählt. So fand er in Rom, wohin er sich zweimal deshalb begab, keine Unterstützung; man hielt ihn für überspannt, für herrschfüchtig, und nannte seinen frommen Eifer una furia francese. Als er sich seines Vermögens entledigen wollte, hatte er mehr Mühe wie Mancher, der Vermögen erwerben will; seine Verwandten widerlegten sich seinem Vorhaben nach allen Kräften. Es dauerte lange, bis er in seiner klösterlichen Zurückgezogenheit die Ruhe fand, wonach er sich sehnte. Er ist von vielen Seiten angefochten, und bis zuletzt hat man ihm vorgeworfen, Jansenist zu seyn; sein Freund Bossuet übte jedoch so viel Einfluß auf ihn, um ihm eine andere Ueberzeugung beizubringen. Die Strenge des Jansenismus mußte des eifrigen Trappisten Sympathie erwecken, auch blieb er stets ein Verteidiger desselben. Wegen den im

Jahr 1694 auftauchenden Quietismus mit Anhängern wie Fenelon und Madame Guyon kämpfte Rancé eifrig; auch hatte er die Angriffe des gelehrten Benedictiners Mabillon auszuhalten und zu widerlegen. Sein Ansehen stieg jedoch mit jedem Jahr; große Namen und gekrönte Häupter besuchten die Abtei La Trappe, um ihn zu sehen oder Trost und Zuflucht bei ihm zu suchen. Der verbannte unglückliche Jakob II. mit seiner Gemalin war mehrmals in dem Kloster, die Herzogin von Guise, Mademoiselle d'Orleans u. a. m. Rancé stand in Freundschafts-Verhältnissen mit den meisten Frauen jener Zeit, die gleich ihm das Klosterleben mit der Weltlust vertauscht hatten; z. B. mit der La Vallière, die er in ihren Bussübungen anfeuerte, und mit der frommen Mutter Louise, gleich der erstgenannten vor ihrer Bekehrung nichts weiter als eine Maitresse aus der Hofregion; mères Louison war seine vertraute mütterliche Freundin, sie bewahrte lange Zeit die Briefe seiner schönen Herzogin und zwei Bildnisse von ihr, bis er erstere verbrennen und letztere der Familie seiner Geliebten ausbändigen ließ. Rancé ward Trappist, weil er das Leben leidenschaftlich haßte, so wie er es früher leidenschaftlich geliebt hatte! Er war 1626 geboren und starb 1700, beweint und angebetet von seinen Mönchen. Während der Revolution wurde die Abtei La Trappe fast gänzlich zerstört, und ihre Bewohner vertrieben; unter Napoleon ist sie jedoch schon wieder hergestellt worden.

J. v. P.

Nord-Amerika.

Die Presbyterianer in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Weibliche Reformatorinnen. — Frau Hutchinson. — Die Gortonisten. — Das Presbyterium.

Als William den Staat Massachusetts verließ, hatte er ihm nicht auf lange den Frieden hinterlassen; der Geist der Parteilust brütete in allen Klassen der Gesellschaft. Der Angriff kam diesmal von einer Seite, von der man ihn nicht erwartet hätte. Die Bewohner von Neu-England, welche sich die Urbarmachung ihres neuen Vaterlandes angelegen seyn ließen, hatten sehr bald die Religionsfreiheit durch materiellen Wohlstand zu ergänzen gestrebt und sich mit Eifer auf die Arbeiten der Colonisationen geworfen. Als sie jedoch den Kampfplatz der Religions-Streitigkeiten verlassen hatten, bemächtigten sich die Frauen desselben. Erstaunt, die philosophische Anschauung ihrer gewöhnlich für zu flatterhaft gehaltenen Einsicht zugänglich zu sehen, hielten sie ihre ersten Anschauungen für Offenbarungen. Bald gingen sie so weit, ihren Eigendünkel für Kraft zu halten; sie hielten sich berechtigt, ihren Predigern Vorstellungen zu machen, und klagten diese sämmtlich der Unfähigkeit an. Ferner bestand bei den Presbyterianern die Einrichtung, daß jeder Zuhörer berechtigt war, den Geistlichen, wenn er auf der Kanzel stand, über die für seine Einsicht dunkeln Lehren zu befragen; eine Verschwörung von Frauen benutzte dieses Recht und kam in die Kirche, um vorher ausgedonnene Einwürfe anzubringen und die Kenntnisse der Prediger auf die Probe zu stellen. In Verlegenheit gebracht oder unwissend, stotterte oder stockte der Prediger bisweilen; dadurch wuchs noch die Kühnheit der Frauen, und spöttisches Lachen vermehrte die Verlegenheit des in die Enge getriebenen Opponenten. Die Geistlichkeit klagte über Mißbrauch und schloß die Frauen von den Versammlungen aus. Indessen fanden die theologisirenden Frauen auch unter den Männern Anhänger. Frau Hutchinson, die Lystra der weiblichen Schaar, hatte in Paulus gelesen, daß die älteren Frauen die jüngeren unterweisen sollten; sie richtete daher in Boston wöchentliche Versammlungen ein, in denen sie eine große Menge von Frauen vereinigte, welche ihre Männer zu Proselyten zu machen versuchten. Die neue Häresie ermangelte nicht, wie man mit Rücksicht auf ihre Lehrer wohl denken kann, schnell um sich zu greifen. „Ein Gift“, sagt ein mehr wahrer als artiger Schriftsteller, „schleicht sich niemals schneller ein und wirkt niemals mit größerer Kraft, als wenn es der Mund einer Frau ist, der es einträufelt.“ Und so war es auch hier. Der alte Cotton selbst war stark im Verdachte, an den neuen Lehren Theil zu haben. Die Verführung war eine doppelte, denn zu der Anziehungskraft der weiblichen Prediger kam noch, daß ihre Lehren sich der menschlichen Schwachheit besonders anbequemten.

Der Schwager von Frau Hutchinson, Wheelwright, war das Orakel der neuen Sekte. Er brachte den ganzen Tag damit zu, gegen die alten Prediger zu deklamiren, welche er als blinde Führer der Blinden bezeichnete. Cromwell beherrschte damals England, und seine Erhebung gab jeder Kühnheit eine innere Stütze. Die amerikanischen Presbyterianer wagten es nicht, die Anhänger der neuen Sekte ohne genaue Erörterung der Sache zu verdammen. Man kam daher überein, eine Versammlung zu halten, in der die Glaubensdifferenzen erledigt werden sollten. Zweiundachtzig schon vorher aufgesetzte Punkte sollten den Gegenstand der Verhandlung ausmachen. Von beiden Seiten bereitet man sich in der Zwischenzeit bis zum Tage der Versammlung vor zu diesem religiösen Turnier, welches Wheelwright den Kampf des Engels Michael gegen den gefallenen Engel nannte. Als der Tag (der 20. August 1637) gekommen war, nahmen die von den verschiedenen Vereinigungen abgesandten Prediger nach einander das Wort in Gegenwart des zusammenberufenen Volkes, und drei Wochen lang währte die Kontroverse, die nicht selten in thätliche Gewalt ausbrach. Als Wilson, der heftigste unter den presbyterianischen Reactionären, den Mund öffnete, um zu sprechen, zog sich fast der ganze Zuhörerkreis zurück; er kehrte in Menge wieder, als an Wheelwright das Wort kam. Die versuchte Vereinigung wurde somit nicht erreicht, man schloß die Verhandlungen und nahm seine Zuflucht zur Regierungsgewalt. Die Anhänger der neuen Sekte waren zahlreich in der Stadt Boston, aber weniger in den benachbarten Distrikten. Durch Sympathien der Landbewohner unterstützt, legten die Gouverneure von Massachusetts dem dissidentischen Prediger Still-

schweigen auf, und da er sich weigerte, das geringste Zugeständniß zu machen, erließ er den Befehl, die Kolonie augenblicklich zu verlassen. Zwei seiner Verechter wurden mit ihm verbannt und zwei andere in Geldstrafe genommen.

Was Frau Hutchinson betrifft, die für gleich schuldig erklärt worden war, so gab man ihr sechs Monat Zeit, um sich einen Verbannungsort zu suchen, doch wartete sie den Ablauf dieser Frist nicht ab und zog sich mit einem kleinen Theil ihrer Anhänger nach Rhode-Island zurück. Die Stadt, welche William dort unter dem Namen Providence gegründet hatte, ward nun wirklich das, was sie seyn sollte: ein Zufluchtsort für Verfolgte; Frau Hutchinson und ihre Begleiter wurden gafffreundlich dabelbst aufgenommen. Sechs Jahre darauf, als diese Frau von hoher Stellung und vielem Geiste nach der kleinen Insel Aquiday sich begeben wollte, wurde sie von einem Haufen Indianer überfallen und mit den Ihrigen getödtet.

Bald entstand eine neue Sekte. Diese hatte die Meinungen der „Familisten“, einer Sekte des sechzehnten Jahrhunderts, angenommen, welche von einer geheimnißvollen Vereinigung mit Jesus Christus, im Schooße der Kirche, der „Familie der Liebe“, redete. Wie die Familisten, glaubten auch die Gortonisten, so genannt von ihrem Haupte Samuel Gorton, an ein unvermeidliches Schicksal und fanden eine Entschuldigung für alle Fehler in der Unmöglichkeit, sich vor ihnen zu wahren. Die Gortonisten näherten sich in ihren Glaubensmeinungen jener Frauensekte; wie diese gingen sie in die Verbannung und fanden ebenfalls in Rhode-Island einen Zufluchtsort. Gorton, der durch einen Vertrag mit den Indianern ein besonderes Territorium erworben hatte, ließ sich mit seinen Anhängern dort nieder und hörte nicht auf, Pamphlete über Pamphlete gegen die Gouverneure von Massachusetts zu schreiben, die er dem Herodes und dem Pilatus verglich. Die Gouverneure schickten, durch seine Angriffe ermüdet, eine Abtheilung Soldaten aus, um sich seiner zu bemächtigen. Gorton, in einem besetzten Hause mit den Seinigen verschanzt, versuchte es, sich dort zu vertheidigen; aber bei dem ersten Angriff unterlag ein großer Theil, und die Uebrigen wurden mit ihrem Oberhaupt nach Boston gebracht. In's Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt, dann begnadigt und nur des Landes verwiesen, kehrte Gorton nach England zurück, veröffentlichte dort seine Rechtfertigung und verlangte von der Regierung Wiedereinsetzung in seine alten Bestellungen. Die Forderung blieb erfolglos, und er mußte sich damit begnügen, in Warwick, wohin er sich zurückgezogen hatte, Proselyten zu machen.

Von diesen verschiedenen Parteien, die sich beim Beginne der Colonisation Neu-Englands bekämpften, ist heute nur noch die allerdings bedeutende Zahl der Presbyterianer, Abkömmlinge der von Karl I. verfolgten Puritaner, vorhanden. Sie ergänzten sich seit jener Zeit in den Staaten New-York, New-Jersey und Pennsylvania, wo ihre Zahl ansehnlich ist, durch schottische, englische und holländische Emigranten. Die Staaten des Westens und des Südens enthalten ebenfalls viele Presbyterianer. In allen vereinigten Staaten beträgt die Zahl der presbyterianischen Kirchen etwa 3500. Die Presbyterianer haben drei Grade von Beamten, denen die Unterweisung und Leitung der Gläubigen anvertraut ist: die Pastoren, die Aeltesten und die Diakonen. Die Pastoren halten Predigten und verwalten die Sakramente, die Aeltesten theilen mit ihnen die Ausübung der Disziplinargewalt, und was die Diakonen betrifft, so beschränkt sich ihr Amt darauf, Arme und Kranke zu besuchen. Die Pastoren und die Aeltesten bilden das Konsistorium oder den Verwaltungsrath jeder einzelnen Gemeinde. Das Presbyterium ist ein Pfarrsprengel, der eine bestimmte Zahl von Kirchen umfaßt. Eine gewisse Zahl von Presbyterianern, die zwischen drei bis acht wechselt, bildet die Provinzialsynode. Deputirte der Provinzialsynoden bilden die Nationalsynode oder General-Versammlung, die sich alljährlich in Philadelphia am dritten Donnerstage des Mai versammelt. Das Westminster'sche Bekenntniß und die zwei von den Verfassern jenes Bekenntnisses abgefaßten Katechismen sind die symbolischen Bücher der Presbyterianer in Amerika, wie der in Europa.

Aus verschiedenen Elementen gebildet, die nur die Lehren Calvins als gemeinschaftliches Band hatten, war der Presbyterianismus immer eigentlich mehr eine Verbindung (a covenant) als eine Kirche gewesen. Große Mißlichkeiten brachen seit dem Beginn dieses Jahrhunderts unter den Presbyterianern der Vereinigten Staaten aus; ein Streit über die Art, die christlichen Missionen und die theologischen Studien zu leiten, hat im Jahre 1837 den Zwiespalt auf den höchsten Punkt getrieben. Seit langer Zeit bestanden in dem Schooße des Presbyterianismus zwei Schulen; die neue, die schon in Lehre und Disziplin eine beunruhigende Unabhängigkeit gezeigt hatte, wollte sich der Leitung durch die Kirchengewalt entziehen und freie Vereinigungen gründen, in denen die Christen der verschiedenen evangelischen Kirchen versammelt werden könnten. Die alte Schule widerlegte sich dem, und es entstand eine große Spaltung: jeder der beiden Theile erklärte sich für die wahre presbyterianische Kirche und forderte diese Benennung und vom Obergerichtshof in Pennsylvania nebst allen Vermögensobjekten und Schenkungen, die den Presbyterianern gehören. Der Streit ist noch nicht erledigt. — Im Jahre 1843 zählte die alte Schule 2092 Kirchen mit 159,137 Kommunikanten, die neue hatte 1493 Kirchen mit 120,646 Mitgliedern.

Mejiko.

Eine Reise in Mejiko.

I. Vera-Cruz.

(Schluß.)

Es ist in Europa schon lange die Frage aufgestellt worden, ob man, um in Mejiko eine regelmäßige Regierung herzustellen, interveniren solle. Aber

eine Intervention würde große Opfer an Geld und Menschen erheischen, und ihre Folgen wären schwer voranzusehen. Man wäre genöthigt, mit großer Strenge zu verfahren, ließe Haß und Demüthigung im fremden Lande zurück und hätte vielleicht doch die Uebel nicht geheilt. Darum haben die auswärtigen Mächte geögert, sich in die inneren Angelegenheiten Mexiko's zu mischen, obgleich sie gewiß dringende Aufforderung dazu hatten. Den Fremden stand es nämlich nach den vorhandenen Verträgen frei, Detailhandel zu treiben, als ihnen plötzlich am 17. August 1843 durch ein Dekret dieses Recht genommen und sie verpflichtet wurden, sich naturalisiren zu lassen, im Falle sie ihre Geschäfte fortsetzen wollten. Dieses Dekret sollte sechs Monate nach seinem Erscheinen in Wirksamkeit treten. Die Maßregel traf besonders die wenig begüterten Leute, die keine andere Wahl hatten, als sich entweder durch Aufgeben ihrer Fremdenrechte allen Plackereien einer willkürlichen, schon gegen sie erbitterten Regierung zu unterwerfen, oder ihre Läden zu schließen und die vorhandenen Waaren um jeden Preis zu verkaufen. Die fremden Konsulu protestirten energisch, aber der Befehl war einmal gegeben. Alle Fremden, die nicht um Naturalisation eingekommen waren, mußten ihre Magazine räumen, denn sie hatten zu befürchten, in eine Geldstrafe verurtheilt oder ins Gefängniß geworfen zu werden, wenn sie ferner Geschäfte machten.

Alle vernünftige Leute in Mexiko hatten gleich zu Anfang gegen diese Maßregel protestirt, aber ohne Erfolg, denn der Einfluß des Diktators war allmächtig. Santana, der wie gewöhnlich, unüberlegt gehandelt hatte, wollte aus jenem stolzen Eigensinn, den alle unwissenden Menschen besitzen, das Dekret nicht zurücknehmen. Er hoffte übrigens, die Sicherheit, mit der er auftrat, die Art von Herausforderung, die er Europa gegenüber aussprach, werde uns imponiren. Und geschah dies, so war seine Popularität ohne gleichen, denn er hätte dann als Herr mit den europäischen Mächten geredet und sie zum Gehorsam gezwungen. Wurde aber im Gegentheil Mexiko in einen ungleichen Krieg mit Europa verwickelt und zu einem demüthigenden Frieden gezwungen, so schob er diesen Schimpf auf die inneren Parteien, seine verborgenen Feinde. In keinem Falle also hätte sich die große Nation über ihren Präsidenten beklagen können. Der General Tornel, der sich beim Senat für die Aufrechterhaltung des Dekrets durch Waffengewalt ausgesprochen hatte, steht allgemein im Rufe der Feigheit. Als man sich in Mexiko für und gegen Bustamante schlug, war er vollkommen verschwunden. Jetzt aber, da ihn Santana zum Kriegsminister gemacht hatte, würde er bei den Zurüstungen zu einem großen Kriege weit besser seine Rechnung gefunden haben, als in Friedenszeit. Derselbe General Tornel, ein niedriger Schmeichler Santanas, hat bei allen politischen Ereignissen der Republik Partei gegen die Fremden genommen, um sich, wie es scheint, an Allen für die Verachtung zu rächen, die Einzelne von ihnen nicht haben gegen ihn verbergen können. Es ist betrübend, solche Männer einen Einfluß, selbst einen untergeordneten, auf eine Nation üben zu sehen, die, gut geleitet, manche schöne Eigenschaft entwickeln würde. — In Folge einer Protestation, die der englische Gesandte erhoben hatte, weil eine englische Fahne unter den mexikanischen Trophäen aufgestellt worden war, wurden die offiziellen Verbindungen zwischen Mexiko und England suspendirt, da man dem Gesandten die geforderte Genugthuung verweigerte und derselbe erklärt hatte, er wolle die Befehle seiner Regierung abwarten. Im Januar 1844 verbreitete sich in Mexiko das Gerücht, daß eine englische Flotte von fünfzehn Segeln Halifax verlassen habe und nach Vera-Cruz kommen werde, um eine glänzende Entschädigung für den Schimpf zu verlangen, der ihrer Flagge angethan worden sey. Diese Nachricht erregte die größte Bestürzung; es sah aus, als sey Mexiko belagert und die Republik ihrer völligen Zerstörung nahe. Einige Tage später widerlegte sich das Gerücht, und die Anmaßung der mexikanischen Regierung konnte keine Grenzen, als man erfah, England, das es verschmähte, sich für eine so lächerliche Beleidigung zu rächen, wollte die ganze Affaire nur dazu benutzen, Mexiko zur Bezahlung einer Schuld zu zwingen. Der Minister des Auswärtigen, der über die hierauf bezüglichen Londoner Verhandlungen dem Senate Rechenschaft ablegte, sprach von der Eintracht, die zwischen den beiden großen Mächten, Mexiko und England, wiederhergestellt sey, und die Journale wünschten dem Präsidenten Glück, daß er die englische Regierung gezwungen habe, Opfer zu bringen, um in freundschaftlichen Verhältnissen mit einer Nation zu bleiben, welche die Kraft habe, ihre Ehre und Würde zu verteidigen.

Es ist schwer, mit einem Volke politische Verbindungen zu unterhalten, das stolz, nachlässig, unwissend und eigensinnig ist. Diese Fehler stören alle Unterhandlungen mit Mexiko dermaßen, daß man gradezu dem mexikanischen Stolze schmeicheln muß, um ein Resultat zu erlangen. Die Mexikaner bewilligen euch aber die positivsten Vortheile, wenn sie nur sagen können, daß ihr ihnen eine Konzession gemacht habt. Sie opfern ohne langes Sträuben ihr wahres Interesse, wenn ihnen nur der Schein der Selbstständigkeit gelassen wird. Die Stellung eines Diplomaten in Mexiko scheint mir noch viel schwieriger, als sie im Orient ist. Er muß mit allen einflussreichen Männern in freundschaftlichem Vernehmen stehen und im voraus alle projektirten Maßregeln kennen, um, ehe sie publizirt werden, die gefährlichen verhindern zu können. Es muß ein verständlicher und zugleich fester Mann seyn, der sich nicht, wie der französische Konsul, mit zitterlichem Unwillen von treulosen und rohen Machthabern zurückzieht und im Namen der Civilisation gegen ihre Dekrete protestirt, ohne sie durch eine von der That gefolgte Drohung in wirkliche Gewissensangst zu versetzen. — Uebrigens unterhandeln die Kaufleute, die Reclamationen zu erheben haben, lieber direkt mit Santana oder dem, der gerade Präsident ist, als daß sie lange Zeit warten sollten, bis ihr Konsul die ausweichende Antwort seiner Regierung erhält. Ein Dekret, das die Ausfuhr von Gold- und Silberbarren verbot, verursachte einem einzigen Kaufmann einen Verlust von 200,000 Fr.; er bot Santana 80,000, und die Execution des Dekrets wurde verlagert. Die Einfuhr der rohen Baumwolle wurde untersagt, damit sich die

Baumwollen-Kultur in mehreren Provinzen verbessere; ein gewisser Escandol, der für Santana aus England Streihähne kommen ließ, bekam die Erlaubniß, 60,000 Etr. Baumwolle einzuführen. Nach Abzug aller Kosten blieb ihm der runde Gewinn von acht Piaßtern für den Zentner, den er mit dem Präsidanten theilte. Es würde eine sehr lange Liste werden, wollte ich all die kaufmännischen Unternehmungen aufzählen, an denen sich Santana theilte, ohne mehr als seine Unterschrift hinzuzubringen. Die Kaufleute nahmen auch mit der größten Bereitwilligkeit alle Bedingungen an, die er ihnen vorschrieb, denn es steht völlig fest, daß nur diejenigen ihr Glück in Mexiko machen konnten, die von ihm persönlich begünstigt wurden. Da die Prohibitiv-Maßregeln die Konkurrenz unmöglich machten, hatten die Spekulanten, die sich mit dem Präsidenten verbanden, und denen der Import frei stand, unermesslichen Gewinn.

Die hohen Zölle schufen weder eine Industrie, noch verhinderten die Ausfuhr-Verbote, daß bares Geld ins Ausland versendet wurde; Alles lief nur darauf hinaus, den Präsidenten noch reicher zu machen, als er schon war. Santana beutete indes seine Stellung so schamlos zu seinem Vortheile aus, daß er endlich dennoch die Langmuth des Kongresses ermüdete. Als er es bei der letzten Eröffnung desselben nicht einmal der Mühe werth hielt, Vera-Cruz zu verlassen, um den Borfig zu führen, benutzte die Opposition diese Gelegenheit, sich zu organisiren. Ich bin überzeugt, daß die Gegenwart des Generals in Mexiko jeden Versuch einer Revolution verhindert hätte. Während seiner Herrschaft hatten alle bedeutenden Handels-Spekulationen thatsächlich unter seiner Kontrolle gestanden; er suspendirte nach seinem Belieben die Ausfuhr-Verbote und mobilisirte eben so die Steuern, die den Kaufleuten auferlegt waren. Ohne Achtung vor sich selbst war er der Erste, der die von ihm gegebenen Dekrete verlegte. Denn jede Modification derselben wurde mit Geld bezahlt, und wer welches hatte, dem stand es frei, die Gesetze Mexiko's zu ändern.

Lopez de Santana war ein einfacher Lieutenant, als Iturbide die Unabhängigkeits-Erklärung aussprach, und stieg sehr rasch zu den höchsten Graden des Heeres. Es ist schwer zu sagen, welche ausgezeichneten Thaten ihm den Oberbefehl verschafften, denn er hat wenig Muth und flieht die Gefahr; aber er besaß stets die große Kunst, Männer von Energie für seine Zwecke zu gewinnen und zu benutzen, die ihm auf dem Schlachtfelde überlegen, jedoch im bürgerlichen Leben schwach und unentschlossen waren. Santana ist ohne Zweifel der schlaueste und fähigste Anführer, den die Freiheitskriege zur Macht emporgehoben haben. In der Unterhaltung erscheint er liebenswürdig und verständlich; sein Urtheil über die Hülfquellen des Landes und den Charakter der Bewohner verräth den scharfen und aufmerksamen Beobachter, und sein ganzes Uebergewicht über seine Landleute liegt eben in dieser Kenntniß ihres Charakters. Indem er ihrem Stolz schmeichelt, macht er sie sich unterthänig; er ist streng ohne Grausamkeit, aber unerfättlich geizig und stets von niedriggefinnten Menschen umringt, die ihn preisen und täuschen. Er benutzte die unumschränkte Gewalt, die er sich verschafft hat, nur zur Befriedigung seiner Neigungen. Seine äußere Erscheinung verräth Adel und Würde; er hat schwarze Augen und einen milden, nicht selten sehr schlauen Blick. Er liebt das Spiel und die Frauen, hat eine schwächliche Constitution, aber ein unbegrenztes Vertrauen zu seiner geistigen Ueberlegenheit über seine Mitbürger. In der That, Keiner unter seinen Zeitgenossen wußte besser, als er, die Ereignisse zu benutzen; er überflügelte Alle, die mit und vor ihm Macht und Einfluß erlangt hatten. Niemand dachte während seiner Herrschaft an die Generale Paredes und Balencia, obgleich dieselben allein die Revolution gegen Bustamante zu Stande gebracht hatten. Santana entriß ihnen, als er zur Präsidentschaft gelangte, ihre Anhänger und schickte sie selbst in entfernte Provinzen.

Die Sterblichkeit ist in Vera-Cruz schrecklich, besonders unter den Soldaten, die im Innern des Landes ausgehoben sind. Von achttausend Einwohnern starben vom Juli bis Dezember 1843 hiebenhundert. Die Meisten wurden vom gelben Fieber hingerafft, gegen welches bis jetzt noch kein Mittel geholfen hat, als höchstens das Olivenöl, wenn es zur rechten Zeit angewendet wurde. Die Europäer, die ein Jahr in Vera-Cruz gelebt haben, ohne vom vomito pristo ergriffen worden zu seyn, werden so gleichgültig gegen die Gefahr, als die Eingebornen, und glauben sich für immer vor der Krankheit geschützt. Es gehört in der That große Willensstärke dazu, Jahre lang in dieser öden und schweigsamen Stadt auszuhalten, ohne daß eine Stunde der Zerstreung es vergessen mache, daß man da sey, um reich zu werden, oder zu sterben. Und dennoch kannte ich Kaufleute, die lieber in Vera-Cruz, als in Mexiko, lebten.

Vera-Cruz passiren alle europäischen Waaren, die für die Republik bestimmt sind. In Folge der Unordnung, die in allen Verwaltungen herrscht, läßt sich der Werth der Einfuhr nur annäherungsweise bestimmen. Man schätzt ihn auf 30 Mill. Fr. Fünf französische und englische Handelschiffe, die zum Theil Waaren führten, deren Import durch die letzten Dekrete untersagt wurde, konfiszirte man im Februar vorigen Jahres in Vera-Cruz, obgleich nachgewiesen werden konnte, daß zur Zeit ihrer Abendung aus Europa daselbst die Veränderungen im mexikanischen Tarif noch nicht bekannt seyn konnten.

Die Ausfuhr-Gegenstände sind Gold und Silber im Werthe von 6 Mill. Piaßtern jährlich, ferner Vanille, Jalappe, Anis, Saffaparrille, Cochonille, zusammen für eine Million. — Die Transportmittel nach Mexiko sind langsam und kostspielig. Eine Maulthierlast (300 Pfund) wird mit zehn Piaßtern bezahlt. Da die Straßen in sehr schlechtem Zustande sind, bleiben die Wagen auf einer Strecke von weniger als hundert Meilen zwanzig bis fünfundzwanzig Tage unterweges. Die Post, die vier Tage von Vera-Cruz nach Mexiko geht und jede Nacht anhält, wird regelmäßig beraubt. Jetzt baut man auf diesem Wege eine Eisenbahn, die aber nur bis Plan del Rio, funfzehn Meilen hinter Vera-Cruz, geführt werden kann, da das Terrain zu uneben ist. Man hat diese Richtung gewählt, weil die Besitzungen Santanas in dieser Gegend liegen und durch die Passage bedeutend an Werth gewinnen. Für den

Handel wird hieraus nichts erwachsen, als höchstens eine Erhöhung der Exportkosten. Verführt durch die lockenden Versprechungen Santana's, hatten die Fremden von seiner Präsidentschaft Erleichterungen für das Geschäft erwartet und Geld für seine Schilderhebung hergegeben. Aber seit langer Zeit ist man enttäuscht, und als der General im November 1843 seinen Einzug in Vera-Cruz hielt, waren alle Straßen leer. Nicht ein Bivat begrüßte seine Ankunft, und der Präsident konnte merken, daß er sich seine eifrigsten Anhänger entfremdet hatte. Aber auch diese Lectio war unnütz und hat seine Regierungsweise nicht geändert.

Indischer Archipelagus.

Javanische Holländereien.

III. Buitenzorg und der Telaga warna (stille See).

Wenn man des Morgens in Batavia seine Blicke nach dem südlichen Horizont richtet, dann entdeckt man bei klarer Luft eine ununterbrochene blaue Bergkette, welche den Horizont nach jener Richtung hin begrenzt. Einzelne hohe Spitzen zeichnen sich klar und deutlich ab, und aus einer sieht man häufig leichte kräuselnde Wölkchen in die Luft emporsteigen und allmählig mit ihr zerfließen — jene Spitze ist der Vulkan Gedée, der noch in neuester Zeit einige bedeutende Ausbrüche gehabt hat — des Abends sieht man dann und wann einzelne Feuerfunken aus ihm aufsteigen. Die ganze Bergkette, von welcher der Gedée eine der höchsten Spitzen ist, heißt „Gunong Seribu“ oder das Tausendgebirge. . . Am Fuße jener Berge liegt der Flecken Buitenzorg. In früherer Zeit hatten die Gouverneure der holländisch-indischen Besitzungen dort ein Palais, wo sie bisweilen einige Wochen zubrachten, wenn die Geschäfte ihre Anwesenheit auf Batavia nicht notwendig machten; in der neuesten Zeit, d. h. vor ungefähr drei Jahren, ist der Sitz der Regierung jedoch ganz nach Buitenzorg verlegt worden; der Gouverneur wohnt jetzt beständig dort und kommt nur einmal monatlich nach Batavia, um Audienz zu erteilen.

Der Weg nach Buitenzorg geht ganz allmählig bergauf und bietet wenig Interessantes dar — hier und da sieht man in der Ferne die Dächer einzelner Landhäuser, welche die reicheren Bewohner Batavia's hier haben und wo sie bisweilen der Veränderung der Luft wegen einige Tage zubringen. Je weiter man kommt, desto deutlicher tritt die blaue Bergkette aus dem wolkenlosen Himmel hervor, desto frischer und reiner wird die Atmosphäre.

Die Entfernung zwischen Batavia und Buitenzorg beträgt 36 javanische Paal oder 6 deutsche Meilen. Man legt sie auf dem herrlich chaussirten Wege mit vier Pferden, welche sechsmal gewechselt werden, gewöhnlich in 3 bis 3½ Stunden zurück.

Der erste Eintritt in Buitenzorg ist grandios. Der Weg führt schnurgerade nach dem Palais des Gouverneurs, einem großen geschmackvollen Gebäude mit gewölbter Kuppel, von deren höchster Spitze die holländischen Farben wehen. — Von Privathäusern sieht man wenig; sie liegen beinahe alle hinter hohen Baumgruppen und Buschwerk versteckt.

Sehr interessant ist der botanische Garten hinter dem Palais des Gouverneurs. Er ist sehr groß und wird durch die Sorgfalt der dabei angestellten Botaniker in vorzüglicher Ordnung erhalten. Der Reichthum an allen möglichen tropischen Gewächsen, die aus allen Theilen Indiens hier gesammelt werden, machen einen Spaziergang durch diesen Park sehr interessant. — Der enorme Gummibaum mit seinen dicken pergamentartigen Blättern und seinen dicken, halb über, halb unter der Erde weit weglaufenden Wurzeln, seinen Schößlingen, die erst dünn wie ein Bindfaden aus den Aesten hervorschießen, allmählig dicker werden, bis sie den Boden erreichen, dort aufs neue Wurzel fassen und so einen neuen Stamm bilden, der oft 30—40 Fuß hoch wie ein gespanntes Seil schnurgerade in die Höhe steigt, der prächtig-schöne Gewürznelkenbaum von den Molukischen Inseln, bedeckt mit weißen Blüten, der Kardamomstrauch, die zarte Indigopflanze, der Theestrauch, Caffeeabäume in den verschiedensten Gattungen, die schlanke Vanillenstaude, der Kamphorbaum, der Kasao, eine unendliche Verschiedenheit von Palmenarten und Farrenkräutern und hundertlei andere interessante Erzeugnisse der Tropenwelt überraschen das umherschweifende Auge. Ein mit hohen schattigen Bäumen bekränzter Weiher, in dessen Mitte monoton das niederfallende Wasser eines Springbrunnens rauscht, bietet einen freundlichen Punkt zum Ausruhen. In der Mitte eines größeren See's ragen, zwischen grünenden Bäumen halb versteckt, die Thürmchen einer gotischen Kapelle hervor — Hunderte verschiedenartiger Wasservögel des Indischen Archipels treiben auf seinem Wasserpiegel ihr lustiges Spiel. Einzelne Stellen des Parks hat man ganz in ihrer natürlichen wildromantischen Schönheit gelassen; uralte himmelanstrebende Bäume mit knorrigen Aesten und bedeckt mit Schmarogerpflanzen und grünen und weißen Moosen, durch Schlingpflanzen förmlich an einander geklochten. — Ein besonderer Theil des Parks enthält eine Sammlung seltener Thiere von den verschiedenen Inseln des indischen Archipels — eine Menge buntgefiederter Vögel leben hier förmlich wie in Freiheit, denn man hat ganze Bäume mit einem feinen Drahtgitter überzogen, in deren Zweigen sie sich die Freiheit träumen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Buitenzorg, Ohnesorge, ist die holländische Uebersetzung von Sans-Souci.

Mannigfaltiges.

— Schelling's Bruno französisch. Von Schelling's „Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge“, dessen erste Auflage 1802 in Berlin herauskam, ist jetzt, nach dreißig Jahren, eine französische Uebersetzung in Paris erschienen. *) Der Uebersetzer, Herr E. Puffon, sagt in der Vorrede: „Schelling, auf die Synthese und die geometrische Evidenz sich stützend, entwickelt im Bruno die erhabene Theorie von der absoluten Einheit (Identität). Es ist dies die höchste Frage, die die Metaphysik und die Transcendental-Philosophie sich stellen können. Die Einheit (Identität) bildet in der That die Grundlage der Systeme Descartes', Spinoza's, Leibniz's und Giordano Bruno's, an dessen berühmten Namen dieses Werk durch seinen Titel erinnert. Alle diese großen Geister haben den Gegenstand mit mehr oder weniger Klarheit in Anregung gebracht und behandelt, aber Schelling allein hat uns eine vollständige Darlegung desselben gegeben. Nach Plato's Beispiel bedient er sich des Dialogs, als derjenigen Form, die sich am meisten zu philosophischen Abhandlungen abstrakter und wissenschaftlicher Art eignet, und weil bei der Beweisführung der Geist von der Anstrengung ausruht, die ihm eine zu lange Deduction fast immer verursacht.“ — Der Uebersetzer, der sich mit Bezug auf sein Unternehmen mit dem Verfasser in briefliche Verbindung gesetzt, theilt zugleich nachstehende ihm von Schelling zugegangene Worte mit: „Die Bücher, auf welche ich so lange habe warten lassen und die jetzt im Begriffe sind zu erscheinen (et qui sont maintenant à la veille de paraître), werden, wie ich hoffe, ebenfalls in's Französische überetzt werden und dazu beitragen, daß man das System, von welchem Bruno nur eine einzige Seite darstellt, in seiner Totalität begreife.“

— Wissenschaftliche Popularität in Frankreich und Deutschland. Ein anderes, kürzlich ins Französische überetztes deutsches Werk sind die „Chemischen Briefe“ von Justus Liebig, die bekanntlich zuerst in der Augsburger Allg. Zeitung gestanden und seitdem schon in zweiter Auflage vergriffen sind. Auch in England ist, wie von allen früheren Werken Liebig's, bald nach dem Erscheinen dieser Briefe eine Uebersetzung derselben veranstaltet worden. Ueberall erkennt man es an, daß der Verfasser darin einen an sich trockenen und einer bestimmten Fachwissenschaft angehörenden Gegenstand mit großer Leichtigkeit und in der ansprechendsten Weise behandelt habe. Anstatt jedoch als einen Grund dieser Leichtigkeit eben den Umstand zu bezeichnen, daß die „Chemischen Briefe“ ursprünglich für ein Zeitungspublicum geschrieben waren, geht ein französischer Kritiker des Werkes, Herr Ed. Carrière, so weit, daselbe, seiner Verständlichkeit und Popularität halber, als ein Eigenthum des französischen Geistes zu vindiciren. Nun, so arg treibt man es doch Gottlob! bei uns nicht, daß man aus purer Scheu vor der so sehr gefürchteten Unwissenschaftlichkeit notwendig ins Unklare und Unverständliche verfallen muß! Noth giebt es viele deutsche Gelehrte und hat es auch deren zu allen Zeiten gegeben, die trotz ihrer Gründlichkeit auch mit dem Volke zu reden und sich in der Sprache desselben auszudrücken wußten und wissen. Freilich sind wir manchmal etwas spröde und vornehm — aber daß es uns auch an oberflächlichen und unwissenden Schriftstellern nicht fehlt, das, dünkte ich, sey namentlich in neuerer Zeit hinlänglich bewiesen worden, so daß wir auch in dieser Beziehung den Franzosen nicht nachstehen. Was diese übrigens für einen Begriff von unserer unpopulären Schreibweise und von ihrer eigenen Uebersetzbarkeit haben, geht aus nachstehenden Bemerkungen jenes Herrn Ed. Carrière hervor: „Etwas“, sagt er, „was uns schon auf den ersten Seiten der Chemischen Briefe auffiel, war die Physiognomie des Styles, die gewiß nicht dem deutschen Geist angehört. Französischer Charakter ist es, der sich im Periodenbau der Sätze, wie in der Art der Rundgebung der Ideen, zeigt, und zwar ist diese Eigenschaft mit dem ganzen Geiste des Buches so eng verbunden, daß sie sicherlich Liebig selbst angehört und nicht den Uebersetzern.“ — Also weit etwas Liebig selbst angehört, darum ist es französisch! Wenn das französische Logik ist, so lobe ich mir doch die deutsche.

— Meyerbeer's Afrikanerin. Nicht der längst erwartete „Propheet“, sondern die später geschriebene „Africaine“ wird es seyn, was zunächst in Paris gegeben wird, wo man der Ankunft des Komponisten entgegensteht, um die Oper bei der Académie royale de Musique einzustudiren. Der Stoff zur „Afrikanerin“ ist der „Durica“, einer Novelle der Herzogin von Duras, entlehnt, die, eben so wie derselben Verfasserin „Edouard“, vor etwa zwanzig Jahren ungemeines Aufsehen gemacht, doch soll der Bearbeiter des Textes noch Manches hinzugehan haben, wodurch die Handlung an musikalischen Situationen sehr gewonnen. Ob Herr Scribe dieser Bearbeiter war, wird in der uns vorliegenden französischen Mittheilung nicht gesagt; jedenfalls aber wird er wohl den Komponisten besser in dessen Intentionen unterstützt haben, als der Dichter des „Feldlagers in Schlessen“, das alles und jedes dramatischen Interesses entbehrt und demjenigen Genre angehört, welches Voltaire in seinem bekannten Ausspruch als das einzige nicht gute bezeichnet. Es gehörte in der That der musikalische Genius Meyerbeer's dazu, um einen solchen Stoff so erträglich zu machen, daß man ihn nicht bloß einmal sich gefallen läßt, sondern sich sogar entschließt, die Oper zum zweiten- und zum drittenmale zu hören. Was die Musik zur „Afrikanerin“ betrifft, so sagt die Revue de Paris: „Es wird uns versichert, daß das Talent des Komponisten des „Robert“ und der „Hugenotten“ in dieser neuen Oper von einer gänzlich neuen Seite sich zeigt.“

*) Bruno, ou du principe divin et naturel des choses, par F. W. J. de Schelling, traduit de l'allemand par M. C. Huxson. Paris, Ladrangé, 1843.